

Abend-



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.

38.

Donnerstag, am 19. September 1850.

Wignetten

aus den Tagen Max Emanuels von Baiern
von Carl Wilhelm Vogt.

1.

(Der politische Horizont.)

Max Emanuel war, wie bekannt, ein romantisch tapferer, ehrgeizig und kriegerisch gesinnter Fürst.

Diese glänzenden Eigenschaften zu zeigen und zu bewähren bot seiner Lage sturmvolle Zeit ihm der Gelegenheiten leider für ihn und die Seinen nur zu Viele!

Jener prachtvolle Komet, welcher unter dem Namen „Ludwig XIV.“ blendend und furchtbar so lange am politischen Himmel gestrahlt und gedroht hatte, stand noch im Zenith, begann aber auch sich allmählig seinem Untergange entgegen zu neigen, als der junge Baiernfürst den Stuhl der Scheyern bestieg, um jene Reste des weitverbreiteten bajoarischen Volksstammes zu regieren, welche der Zeiten Ungunst und eine häufig fehlerhafte Politik *) unter dem Scepter

der Enkel jenes ruhmvollen Königs Arnulph gelassen hatten, welcher in König Heinrichs I. von Deutschland Hände die Krone freiwillig niedergelegt, um fürder mit seinen Nachkommen als Herzoge in Baiern zu walten. Diese großen Seelen bewirkten damals, was in neuesten Tagen ein gleich großherziger deutscher Prinz aus Lothringens Kaiser-Haus bei feierlicher Gelegenheit als Wunsch, als Trinkspruch ausbrachte: daß in Deutschland kein unbrüderlicher Provinzialpatriotismus mehr herrsche, daß wir bildeten und seien:

„Nur ein einzig großes Deutschland!
„Nur ein einzig Brudervolk.“

Jene hehren und ächt deutschen Gesinnungen waren aber zu Max Emanuels Zeit untergraben durch das Traurigste, was einem Volke sich ereignen kann: durch Glaubenszwiste, wie durch diese herbeigeführte Einmischung Fremder in Deutschlands innere Angelegenheiten. Solches hatte die Bande des Gehorsams der Reichsfürsten gegen das Reichsoberhaupt gelockert, das für Deutschlands Einigkeit so schädliche fieberhafte Gelüste der Fürsten erzeugt: sich „eine Hausmacht“ zu begründen, wie denn auch das Kai-

*) Einem ungeschickt Schwimmenden gleichst du „Baiern!“
Gedichte Königs Ludwig.

ferhaus selbst, in Deutschlands bei weitem größten Theile nur mittelbar und sehr gehemmt regierend, durch Erwerbung auswärtiger, meist von Slaven und Romanen bewohnter Länder sich freilich eine furchtbare Hausmacht und eine unmittelbare, ungehemmte Gewalt in seinen „Erblanden“ errang, aber auch den Keim unzähliger Kriege, vielfacher Entfremdung von deutschen Angelegenheiten und des Mißtrauens deutscher Fürsten gegen sich legte.

Der von dem Flitterglanze seines eigenen wohlfeilen (weil nicht selbsterworbenen) Ruhmes zwar geblendete vierzehnte Ludwig, in welchem der Typus seiner Nation: Glanzliebe, „Galanterie“, Ruhm und Herrschsucht, Lust an ungerichten, räuberischen Kriegen etc. auf das Stärkste ausgebildet war, war demungeachtet hellsehend genug, um einzusehen: daß an einem einigen Deutschland jede Feindeemacht zerschellen würde.

Daher seine Einmischung in Deutschlands ewig beklagenwerthen Glaubenskrieg, daher seine Bemühungen, den Unabhängigkeitsfinn den Gemüthern deutscher Fürsten einzuimpfen; daher vor Allem seine Aufreizung mißvergnügter Magyaren: daß sie die Osmanen zu Hilfe rufen möchten. Er wollte des Kaiserhauses und des Reiches Macht, wollte deren Blicke gegen Osten wenden, um ungehindert im Westen manövriren zu können — gerade wie jetzt eine gewisse Partei uns immer (das wahrlich nicht mehr zu fürchtende) Frankreich als gefährlichen Feind zeigen möchte, um, während Better Michel gegen Westen gekehrt die Fäuste ballt, ihm von hinten die Stuhlfüße absägen und ihn zum Sturz bringen zu können.

2.

(Max Emanuel in Hungarn.)

Emerich Tököly an der Spitze der hungarischen Opposition hatte den Großherren zum Schutze angeblich der Verfassung und Religionsfreiheit gegen Seine apostolische Majestät zu Hilfe gerufen.

Als Wien von den Türken belagert war, eilte mit andern Fürsten und Herren auch Max Emanuel zu des Kaisers Hilfe herbei, mit seinen Baiern Wunder der Tapferkeit wirkend und

zeigend: daß in seinen Adern das ächte Blut jenes Schemern Otto walle, welchen Treue gegen seinen Kaiser wieder auf den herzoglichen Stuhl seiner Ahnen gebracht. Hungarns völlige Unterwerfung kostete das Leben von 30,000 Baiern, des letztverstorbenen Kurfürsten hinterlassene Schätze — aber der Janitschar erblaßte bei dem Anblicke des „blauen Sultans“ und seiner todtsverbreitenden Schaaren, die baierische Trommel hörend, wendete des Spahis Kopf sich zur Flucht.

An der Seite seiner fürstlichen Waffenbrüder, unter denen ein Ahnherr des jetzigen österreichischen Kaiserhauses aus dem erlauchtem Stamme Lothringen hervorglänzte, kehrte der Kurfürst nach gedemüthigtem Halbmonde in das deutsche Heimathland zurück.

Als ächter Ritter hatte er der Kaisertochter Hand durch sein treues Schwert sich erworben.

3.

(Krieg gegen Frankreich und Erblühen schöner Hoffnungen.)

Unsere liebenswürdigen und bewunderten Nachbarn in Südwesten verbrannten unter dem Befehle des „großen“ Dauphin die blühende Pfalz und häuften Gräuel auf Gräuel; dem Kurfürsten Max Emanuel aber empfahl der französische Gesandte Marquis de Villars: keine Partei zu nehmen.

Des Türkenlegers gebührende Antwort war der dem Franzmanne ertheilte Befehl, sogleich das Land zu verlassen.

Am Rheine und in Italien unermüdet für Kaiser und Reich kämpfend vermehrte der Kurfürst den Ruhm seiner glänzenden Eigenschaften, besonders seiner persönlichen Tapferkeit.

König Karl II. von Spanien, aus dem Hause Habsburg, ernannte zufolge Vermittelung des Brittenkönigs Wilhelm von Oranien und anderer für das europäische Gleichgewicht besorgter Fürsten den Kurprinzen Joseph von Baiern, den Enkel von Karls jüngerer Schwester zum Thronfolger von Spanien und Indien.

Die Häuser Habsburg-Österreich und Bourbon sollten nach der Meinung jener Fürsten wegen ihrer vermeintlichen Erbanprüche mit

einigen abgetrennten Provinzen der spanischen Monarchie in Italien etc. befriedigt werden.

Dem Kurfürsten verlieh der König die Generalstatthalterschaft der spanischen Niederlande.

Fast zu gleicher Zeit wurde dem gefeierten Helden, dem Waffengenossen Sobieski's bei Wien's Befreiung, die nun verwaiste polnische Krone angetragen, welche er jedoch ablehnte.

In den Niederlanden wohnte und waltete der Kurfürst Generalstatthalter nun mit großer, wahrhaft königlicher Pracht und Freigebigkeit.

Ludwig XIV., um den bayerischen Fürsten für sich zu gewinnen, versprach diesem heimlich: Ihm den erblichen Besitz der Niederlande zu verschaffen, wenn er den König von England (Deutschlands Verbündeten) zum Frieden mit Frankreich bewegen wollte. Da aber Max Emanuel gegen Kaiser und Reich nichts unternehmen, auch seinem offenen Charakter gemäß mit solchen geheimen Verhandlungen nichts zu thun haben wollte, so brachten die Franzosen jenen Vorschlag, dem Kurfürsten die Niederlande erblich zu verschaffen, öffentlich bei den Friedensverhandlungen zur Sprache.

Solches machte auf Maximilian Emanuel tiefen Eindruck.

4.

(Die schöne Blüthe welkt und schwere Gewitter ziehen herauf.)

Der Kaiser verweigerte auf jenen Vorschlag einzugehen und hielt auch den König Spaniens hievon ab, welches den Kurfürsten um so tiefer verwundete, als er sich nun mit Undank belohnt glaubte: daß er in mehr denn 20 Schlachten sein Leben gewagt, seiner Baiern Gut und Blut geopfert hatte.

„Sogar meine Feinde, die Franzosen,“ meinte der Kurfürst, „beweisen mir mehr Wohlwollen als Jene, für welche ich so begeistert gekämpft!“

Also erwuchs in Maximilian Emanuels Herzen jene Erbitterung, deren Saame bis zu den Tagen König Maximilians I. im Volke fortwuchs und durch die Gräuel genährt, welche slavische Truppen der österreichischen Heere während der Kriege des 18ten Jahrhunderts von Zeit zu Zeit in Baiern verübten, jener Mißstimmung zwischen Baiern und Oestreichern

den Ursprung gab, einer Mißstimmung, welche erst die in den Jahren 1814 und 1815 gemeinschaftlich errungenen ruhmvollen Siege für Deutschlands Freiheit gegen Napoleon zu tilgen vermochten; denn Baiern und Oestreicher hatten, beide leidenschaftlich für ihre Fürsten, um des Zwistes dieser willen vergessen, daß sie deutsche Brüder seien!

Es war im Jahre 1699 und die Kriegsschiffe lagen schon segelfertig, welche den Infanten Thronfolger mit seinem Vater nach Spanien führen sollten, als Ersterer plötzlich erkrankte.

Des Prinzen Natur zeigte Neigung zum Erbrechen und man rieth mit gelinden Mitteln zu Hilfe zu kommen. Weil aber der kurfürstliche Leibarzt Don Luis solches verhinderte und dem Prinzen 6 Tage lang kein Heilmittel zukommen ließ, machte er sich der Bestechung verdächtig und als der siebenjährige Prinz Joseph Ferdinand am 5. Hornung 1699 zur größten Verzweiflung seines Vaters starb, hieß es allgemein, er sei vergiftet gewesen.

Zwei Tage nach dem Infanten starb dessen erster Kämmerer, der Graf von Tattenbach, dessen in Ungarn als Grafen von Tattenbeck heimische Familie in die Tökölyschen Unruhen verwickelt gewesen und in deren Folge die österreichischen Staaten hatte verlassen müssen.

Den gräßlichen Verdacht suchte Frankreich auf Oestreich zu wälzen, welches ihn stolz und ruhig zurückwies.

Ein neues Testament des hispanischen Königs ernannte nun Philipp von Anjou, den Enkel Ludwigs XIV., zum Erben.

Hierüber entstand nach Karls II. Tode der spanische Erbfolgekrieg. Max Emanuel aber ward Frankreichs Bundesgenosse, um des verbliebenen Königs letzten Willen nach Kräften aufrecht halten zu helfen.

5.

(Beginn des spanischen Erbfolgekrieges.)

Mit Einnahme der Reichsstadt Ulm machte der Kurfürst den Anfang.

Man erzählt sich: er habe, noch ehe jemand von seinem Entschlusse und seinem Uebertritte zu Frankreich wußte, in ein Fenster im Schlosse

Lichtenberg mit dem Brillantsolitär seines Ringes das Wort **M A M U R** geschnitten und dazu gesprochen: „Dieses sei, was er sich zunächst wünsche!“ worüber die umstehenden Hofleute billig erstaunten.

Der Fürst hatte aber unter jenen Buchstaben die Namen der Reichsstädte

Mürnberg

Augsburg

Memmingen

Ulm und

Regensburg

verstanden, welche Alle bis auf Ulm jetzt wirklich zu Baiern gehören.

Als nach jenem Reichsfriedensbruche die österreichischen Heere von mehreren Seiten in Baiern eindrangen, erhoben sich dieses Landes Bewohner, welche durch die Zurückkunft ihres Fürsten aus den flandrischen Provinzen von neuer unbeschreiblicher Liebe für ihn begeistert waren, unterstützten seine Heere, schlugen und vertrieben seine Gegner überall.

Nachdem der Kurfürst das belagerte Schwärzing entsetzt und einen großen Theil von Schwaben eingenommen hatte, suchte er durch Tyrol zu dringen, um sich mit den Franzosen in Italien zu vereinen.

An den Felsen Tyrols und den Herzen seiner Einwohner scheiterte das Unternehmen.

Vom Gebirge zurückgekommen eroberte der Kurfürst Passau und besetzte Regensburg. Geschreckt durch seine Tapferkeit machte man ihm von Seite des Kaisers vortheilhafte Friedensbedingungen.

Mar Emanuel hätte diese wohl angenommen, wäre nicht eben ein französisches Hilfsheer unter dem Befehle des ruhmredigen und eitlen Marschall Tallard herangerückt.

Die Anmaßung und Unfähigkeit dieses Menschen machte in der Schlacht bei Blenheim der Baiern Heldenmuth fruchtlos und half den hochberühmten Feldherrn der Gegenpartei, Prinz Eugen und Marlborough den Sieg gewinnen.

Der von Kaiser und Reich in die Acht erklärte Kurfürst mußte nun sein Land meiden, welches unter die harte Herrschaft kaiserlicher Beamten kam. Die Kurfürstin wurde genöthigt

gleichfalls aus Baiern zu weichen und zwar mit Zurücklassung ihrer hilflosen Kinder in der Hofburg zu München, welches österreichische Truppen besetzten.

Adel, Geistlichkeit und kurfürstliche Beamte waren meist durch die neue Militairgewalt eingeschüchtert.

In den Herzen der Krieger, der alten Offiziere Mar Emanuels, gehärtet und geschmiedet in den Batteriefeuern von Wien und Belgrad, gährte der Groll und der Stolz auf vorige Siege.

Die Bauern, deren starker Muth und treuer Sinn sich nicht wollte trennen lassen von dem alten lieben Herrscherstamme, standen zusammen zu geheimem Bunde, um am Himmelfahrtstage 1705 über die Fremden herzufallen und sie aus dem Lande zu treiben. Durch die empörende, damals aber übliche Maxime: Briefe auf der Post zu erbrechen wurde das Geheimniß verrathen.

Nun beschloffen die Gewalthaber, solche Mittel zu ergreifen:

„daß denen überwundenen doch noch hartnäckigten Baiern der Gelüft zu dergleichen wohl vergehen sollte.“

Dieses arme Baiern war durch Kriegslasten und Bedrückungen aller Art bereits gänzlich erschöpft. Nun wurde den Hyänen roher Soldateska zu gänzlicher Zerfleischung zügellose Willkür gelassen.

Seinem eigenen Leiden entfremdet, war das Volk betäubt durch das Mißlingen seines ersten Befreiungsversuches und durch Theilnahme des Mutter Schmerzes, der von ihren Kindern getrennten Kurfürstin.

Als sich aber die Nachricht verbreitete, daß die bairischen Prinzen aus dem Lande geführt werden sollten, als Baierns mannbare Jugend gegen ihren eigenen Landesherrn kämpfen sollte, da erhoben sich die Bauern des Hochlandes und zogen herab gen München, „die Kinder zu retten!“ Das war ihr Feldgeschrei!

..... Was ich meinen reizenden Leserinnen hier kürzlich aus der Geschichte jener Tage in das Gedächtniß zurück zu rufen wagte, sind bloß die flüchtig entworfenen Umriffe einer

Gewitterlandschaft, der Schilderung eines Sturmes am politischen Himmel, durch welchen ein Stillleben gestört ward, das ich gerne als Staffage meines Bildchens gebrauchen möchte.

Um Ihnen dieses zeigen zu können, erlauben Sie wohl, daß ich ein neues Blatt vor Ihnen aufrolle?

6.

(Eine Musterung im Kleinen.)

Auf der grünen frischgemähten Flur vor dem Schlosse Wallenburg bei Miesbach stand eine wohlbewaffnete zahlreiche Jägerrei und Dienerschaft bei den aufgeäumten Rossen, und in langen Reihen die Landleute der Umgegend mit ihren kurzen schweren Kugelbüchsen auf dem Rücken, lange Messer im Gürtel und stahlbespitzte Bergstöcke in den Händen. Neben diesen waren Miesbachs Bürger geschaart, deren die meisten bereits mit Flinten versehen waren, welche damals im Kriege bereits allgemein üblich waren, während noch der deutsche Waidmann sich lieber der Büchse mit dem alten Radschlosse zu bedienen pflegte.

Mitten unter diesen Lehensleuten der dem Freiherrn von Marlhain gehörenden Herrschaft Hohenwaldeck stand der Dynast selbst mit entblößtem Haupte, von welchem reiches Lockengefräusel nach Sitte damaliger Zeit auf Nacken und Schulter herabrollte. Er schien eben eine Anrede gehalten zu haben, als er dem ehrbaren und in jener Gegend hochangesehenen Wirthes Hafner von Marbach, welcher am Fuße des Wendelsteines großes Besizthum und reiche Weidetriften auf den Alpen hatte, die Fahne mit den bairischen Wefen überreichte.

Freudiges Rufen der kriegslustigen Männer und Emporhalten der Gewehre schien eben sowohl als Antwort auf die Rede des Freiherrn wie als Bewillkommung des einhersprengenden Mitters von Pienzenau, eines gleich dem Freiherrn von Marlhain in Max Emanuels Diensten gestandenen jungen Officiers, zu gelten.

„Willkommen, edler Nachbar! willkommen!“ riefen die Herren und eilten sich in die Arme. Doch der freudigen Begrüßung folgte bald ernstes, ja trauriges Gespräch, denn beide Herren

hatten sich betrübende Nachrichten mitzutheilen von der Ueberschwemmung des flachen Landes durch feindliche Kriegsvölker, von der Noth der Gebirgsgegenden durch Streifzüge kriegslustiger Tyroler; dann daß Baiern in einzelne Theile sollte zerstückelt und diese östreichischen und engländischen Baronen zu Lehen gegeben werden.

Der Herr von Marlhain äußerte den Entschluß, Gattin und Schwestern zu seinem Freunde Fluggey in die freie Reichsstadt Augsburg zu senden. Er selbst aber wollte an der Spitze seiner Bewaffneten in das Gebirge ziehen, um, so viel an ihm lag, die Tyroler von Streifzügen abzuhalten suchen. — Pienzenau stimmte diesem völlig bei und erbot sich mit den Seinen zur Begleitung, welche freudig angenommen wurde.

7.

(Ein Alpen-Bivouak.)

Am nächtlichen Himmel wandelten die flammenden Sterne ihren einsam ernstesten Gang. Mit finnemdem Auge blickte zu ihnen empor ein halb militärisch, halb ländlich gekleideter Jüngling, welcher auf dem „Grünsee-Ecke“, einem Bergesfulm im bairischen Hochlande, saß.

Ein runder tiefer Hut mit Birkhahnfedern geziert, lag an des Jünglings Seite, dessen braunes Haar in natürlichen Locken auf den weitausgeschlagenen Hemdkragen herabrollte.

Das Mondlicht warf die Schatten des „Bodenspißes“ über die Sennhütten der „Stümpfigalm“ von welchen Lichter herüberflimmerten, und glänzte auf den Silberplatten der Bergsee'n.

Da ertönten gewichtige Tritte in der Nähe des Felsblockes, an welchen der Jüngling sich lehnte, so daß dieser ausspringend seinen Stutzen ergriff und mit dem Hut die freie Stirne bedeckte. Doch erkannte er in dem riesigen, mit Büchse und Alpenstock versehenen Manne seinen Vater, welcher eben die Kunde gemacht und sich nun zu traulichem Gespräche dem wachhaltenden Sohne beigesellte.

Wer hätte gedacht, begann der Alte, nachdem er sich niedergelassen, daß wir so uns wiedersehen würden, als Du, mein theurerer Karl, den kurfürstlichen Fahnen nach Ulm folgest? —

Hier in öder Abgeschiedenheit, auf unwegiamen Gebirgen, flüchtig, heimatlos und stets gewärtig, die Feuer der Hochwacht als Losung zum Kampfe für das Einzige aufblitzen zu sehen, was wir hierher flüchten konnten: für unsere persönliche Freiheit! Siehst Du jene Lichter an den Abhängen des Karr und auf dem breiten Rücken des Blauberges? Das sind die Wachtfeuer der Tyrolerschützen, welche aufgefördert wurden uns unter des Kaisers Gehorsam zu bringen, da die Linientruppen keine Lust haben uns auf diesen Felshöhen anzugreifen.

Wie würde es, wenn wir im verzweifelten Kampfe unterlägen, den edlen Damen ergehen, welche ihr Gatte und Bruder hierherbrachte, da ihnen die Flucht nach Augsburg, wohin sie ziehen wollten, durch die Feinde im Flachlande abgeschnitten worden? — Hier wurde der Alte durch einen tiefen Seufzer seines Sohnes unterbrochen, welcher ihn um so mehr in Erstaunen setzte, als Karl Hafner sowohl seinem Vater wie seinen Genossen als ein junger Mann bekannt war, dessen Tapferkeit nichts weniger als einen Zweifel erlaubte.

Ohne jedoch seine Gedanken über Karls unzeitiges Seufzen zu äußern, fuhr der alte Hans Hafner fort: „Ich meinestheils liebe es nicht, wie diese Ritter, unter den Augen der Schönheit meine Tapferkeit und Kriegserfahrung zu zeigen; solches mag bei einem gefahrlosen Turnier oder Karouffel heutiger Zeit angenehm sein, um seine Gewandtheit und Zierlichkeit im Roslenken zu beweisen; aber bei einem ernsthaften Kampfe wünsche ich mich je weiter je lieber von Weibern und ihrem Sekreische. —

„Pfui Vater!“ unterbrach ihn hier der junge Hafner, „glaubt Ihr denn, daß Amely von Marxhain sich unwürdig ihrer Abkunft zeigen würde? Nein, sie würde wie jene Damen, von welchen die alten Lieder erzählen, uns durch das Beispiel ihres edlen Muthes entflammen, und was kann schöner die Hoffnung eines wackern jungen Kämpfers krönen, als wenn er sein Leben in Gegenwart und zum Schutze derjenigen aufzuopfern berufen wird, deren Achtung und Wohlgefallen zu erringen das Ziel seines Daseins war!“

Mit großen Augen maß Hans Hafner den Sohn und erwiderte:

„Wie kömmt Du denn auf das gnädige Fräulein von Marxhain, zu dessen Schutze wohl der Herr von Pienzenau, ihr feuriger Anbeter, bereit sein wird? Es bewohnen ja mehrere Damen jene Almhütten auf der Stümpfung, und ich sprach von Weibern und ihrer Furchtsamkeit im Allgemeinen.“

Der junge Ermilitair, welchem dieses Gespräch nicht zu behagen schien, begann selbes auf andere Pfade zu leiten, indem er seinen Unmuth darüber ausdrückte, daß man die Kraft des Hochlandes nur dazu anwende, um die Gebirgspässe gegen tyrolische Streifzüge zu hüten; während die Jugend der Ebenen unter Plinganser und andern Freiheitshelden sich schon in manchem Kampfe glorreich mit den Linientruppen gemessen.

Ruhig, brausendes Blut! unterbrach ihn Hans, die Herren von der Landesvertheidigung werden das allgemeine Beste wohl selbst am weitesten zu wahren wissen. Sie werden uns rufen, wenn sie unser bedürfen und gewiß des Hochlands fliegende Kraft auf den letzten entscheidenden Augenblick versparen, um desto gewisser die Feinde schlagen und den gnädigsten Kurfürsten im Triumphe zurückführen zu können.

Die Herren von der Landesvertheidigung! sprach Karl trübe lächelnd, wer sind sie? Edelleute, welche die Leitung des Ganzen an sich geriffen haben, um, wenn die Sache gelingt, sich dem Kurfürsten zu empfehlen, wenn ihnen aber Uebles schwant, sich beim Kaiser rückenfrei machen zu können! Warum soll der Bürgerliche nur Blut und Leben auf dem Altare des Vaterlandes opfern dürfen, warum soll er nicht auch in die Mysterien des Opfers eingeweiht werden, nicht wissen dürfen, wofür er kämpft?!

Und aufrichtig gesprochen, ich hasse diese vergoldeten Herren mit ihren großen Perrücken und kleinen Herzen, welche wähnen, sie allein seien es, welche allen Edelmuth vom Himmel zu Lehen erhalten haben!

Bedenke, junger Mensch, daß wir selbst einem Patrizierstamme angehören, daß wir so gut edelbürtig, als jene Reding und Berg in

der Schweiz es sind, als die Stauffacher und Winkelried es waren, welche gleich uns die Bauernjuppe tragen und von denen Du in den Geschichtsbüchern zu Kloster Baiern so Vieles gelesen, als Du noch den Knabentraum hegstest geistlich zu werden, aus welchem der Waffenlärm und des Jünglingsalters geänderter Sinn Dich weckten.

„Wohlan denn, edelbürtiger Sohn eines alten Hauses! rief der junge Landmann mit bitterm Lachen, so geht denn hin und werbt für euren Sohn um eine jener Damen, welche jetzt auf der Stümpfung drüben ein so idyllisches Leben führen; und merkt wohl auf, welche Antwort dem adeligen Bauer für den Kitteljunker, dessen Sohn, werden wird!“

„Pfui, Karl! sprach der Vater mit ruhig verweisendem Tone, laß mich nicht auf die Vermuthung kommen, daß verletzte Eigenliebe und unbefriedigte Wünsche Dich zu so schiefen Urtheilen über einen Stand verleiten, dessen glänzende Tugenden von jeher die Zierde unseres theuern Vaterlandes waren.“

„Laßt Euer Herz brechen, Vater, dann versucht es, ruhig und besonnen zu urtheilen!“ waren Karls schmerzlich ausgestoßene Worte, als ein dumpfer Knall, vom Echo vervielfältigt, von dem Thale der Wechselalpe heraufstönte und züngelnde Flammen auf den höchsten Spitzen des Mistkogels, der Luchschneide, des Bodenspißes, Wall- und Sezberges erschienen.

Hervor aus ihren Lagerstätten stürzten die Männer und Jünglinge, sammelten sich unter den Befehlen der Herrn von Marlrhain und Bienzenau, und folgten mit Ausnahme einer Schaar, welche zur Bewachung zurückgelassen wurde, ihrer Fahne, welche der alte Hafner an der Spitze des kriegerischen Hauses schwang.

An brausenden Wasserfällen und jäh abstürzenden Felswänden vorbei führte ein schmaler Steig zur Tiefe hinab, von welcher brausendes Kampfgeschrei, vermischt mit dem Knallen der Feuergewehre heraufstönte. Die im Lichte des Vollmondes Hinabsteigenden erhoben kampffreudigen Jubel und stimmten mit heller Stimme einen damals in den Gebirgsgegenden Baierns sehr üblichen Gesang an.

Und in den Refrain ihres Schlachtliedes mischte sich bereits das Pfeifen der Kugeln, welche von den über die Kaiserklause eingedrungenen Kroaten- und Tyroler-Schwärmen auf die Reihen der Ankommenden abgesandt wurden.

8.

(Unvorbereitetes Rendezvous.)

Nach dreistündigem erbitterten Kampfe sah man die schäumenden Wogen des Vallepp-Baches vom Blute geröthet und auf den Felsen und Matten umher die stämmigen Gestalten todter und schwerverwundeter Tyroler und zerlumpter Kroaten mit verzerrten Gesichtern neben blutbeströmten Baiern liegen, deren Antlitz noch die starren Augen zum Himmel empor richtete, dessen Bläue sie früher geziert hatte.

Das Schmerzgestöhn der Verwundeten, das Geheul und Fluchen der Fliehenden ward über-tönt von dem tobenden Siegesjubel der Verfolger: „Heilige Mutter Gottes von Birkenstein für Baiernland!“

In der Hitze des Verfolgens und in der Dunkelheit der Gebüsch, durch welche sein blutiger Weg ihn führte, hatte der junge Hafner einen Fehltritt gethan, welcher ihn über einen steilen Abhang hinabstürzen machte.

Doch der gewandte kühne Sohn des Gebirges kam unversehrt auf die Beine zu stehen, und wollte sein Tod und Verderben unter die Feinde bringendes Geschäft eben damit von Neuem beginnen, daß er den vor ihm stehenden Felsen erklimm, als eine weiße Gestalt auf der Spitze desselben erschien, deren Anblick seinen Athem hemmte, deren wohlbekannte zarte Formen, wie sie jetzt im flatternden leichten Gewande sichtbar wurden, selbst im Todesgrausen der Schlacht vor seine Seele getreten waren, seinen Blick erheitert, ihm Freude und höheren Muth eingeflößt hatten.

Auch Amely von Marlrhain, denn sie war es, schien den jungen Kämpfer sogleich zu erkennen, da sie mit dem Ausrufe: „Ach mein lieber Hafner! mein guter Engel führt Euch hierher!“ in ängstlicher Hast von Vorsprung zu Vorsprung des Felsens herabsprang.

Wir sind überfallen worden, begann sie zu

dem, wie durch einen Zauber Gebannten, unsere Wache ist vor der Uebermacht größtentheils gefallen, nur wenige konnten sich retten. Meine Schwestern, meine Schwägern und meine Freundinnen sind gefangen; ich bin durch ein Fenster der Sennhütte, in welcher wir schliefen, entsprungen, und den hellen Tönen eures Feldgeschreies folgend, hierher gekommen. Dieses außer Athem und mühsam hervorbringend, sank die zarte Gestalt erschöpft und ohnmächtig vor dem sich kaum zu rathen und zu helfen wissenden Karl zusammen.

Er umfing die Liebliche, drückte sie, seiner selbst kaum bewußt, an sein hochklopfendes Herz und eilte, sie von dem schrecklichen Anblicke des Kampfplatzes hinweg an einen fernern ruhigen Ort zu bringen.

Geschlossen waren die lieben braunen Augen, welche der Stern seines Lebens gewesen; bleich die holden Züge, welche er so oft aus ehrerbietiger Ferne angebetet; kein holdes Lächeln entschwabte mehr dem süßen Munde und leblos schienen die Glieder, an denen die schaffende Natur die Vollkommenheit ihrer Meisterschaft bewährt.

In einer Bergschlucht zu Enter-Rottach, unfern vom Kampfplatze, stürzt einer jener prächtigen Wasserfälle herab, an denen das bayerische Hochland so reich ist. Da erscheinen in Schlünden, welche selten der menschliche Fuß betritt, an Wildbächen, wohin nur das scheue Reh vorsichtig zur Tränke eilt, die lieblichsten Bilder.

Jetzt war der Gießbach friedlich, aber abgerissene Felsblöcke und Baumstämme zeigten seine Wuth in andern Zeiten.

Hier finden wir die schöne Amely auf eine Rasenbank am Ufer des Wildbaches hingestreckt, in welchem ihre lose herabflatternden, kastanienbraunen Locken sich neigten.

Vor der Ohnmächtigen kniete Karl Hafner und die tödtliche Verzweiflung auf seinem Antlitze klärte sich eben in das süßeste Entzücken auf, als ein freundliches Lächeln wieder die sich röthenden Lippen des Fräuleins zu beleben begann.

Da nahte die Schaar seiner von der Ver-

folgung des Feindes zurückkehrenden Gefährten, die wiederbefreiten Gefangenen triumphirend in der Mitte führend.

An ihrer Spitze zogen die Herrn von Marxrhain und Bienenau.

Sieh da, unser wackerer Kriegsmann! rief der Letztere mit zweideutigem Lächeln, Ihr habt traun den besten Theil erwählt, mein Guter! und es scheint mir nicht nur bequemer, sondern auch gefahrloser, eine halbe Stunde vom Kampfplatze entfernt einer Dame Gesellschaft zu leisten, als sich in das wilde Gefecht zu wagen.

Dieser Anspielung, Herr, soll die geeignete Entgegnung nicht mangeln! rief der Jüngling aufspringend und zum Hirschfänger greifend; aber die gewaltige Hand seines Vaters hielt ihn zurück, welcher ihm mit donnernder Stimme befahl ruhig zu bleiben.

Ich glaube, ähnliche Scenen vermeiden zu können, warf der Freiherr von Marxrhain mit angenommener Kälte ein, wenn ich der in einer gestern erst sehr spät angekommenen Depesche erhaltenen Einladung des österreichischen Gouverneurs zu Landshut folge, welcher mir sicheres Geleite für meine Familie verspricht, wenn ich selbe zu meiner Verwandten, der Abtissin des St. Clara-Kloster in München senden will.

Traun! rief der junge Hafner, hierin spricht sich der Gemeingeist der Adelligen sattfam aus. Ich glaube gerne, daß der Graf von Werth, als kaiserlicher Statthalter die Freundschaft der ersten Cavaliere des Landes für sich und seinen Kaiser zu erringen sucht, um sie von der Sache Baierns abwendig zu machen. Ihr aber, mein gnädiger Baron, scheint mit den österreichischen Beamten auf recht vertrautem Fuße zu stehen, da Ihr ihnen selbst so wichtige Bürgen Eurer Treue gegen Oestreich in die Hände liefert?

Es ist gut, daß wir des Edelmanns nicht bedürfen und daß der Bauer hinlängliche Kraft und Willensfähigkeit besitzt, um das Vaterland, die Hauptstadt und solche kostbare Geiseln von offenen Feinden zu befreien und vor heimlichen zu bewahren!

Die beiden edlen Herren sahen den kühnen Sprecher mit übereinander geschlagenen Armen und mit einem Lächeln an, welches Seine ein

„Heudallächeln“ genannt hätte, und welches wahrscheinlich blutige Folgen nach sich gezogen haben würde, wenn nicht der alte Hafner die ganze Gewalt seines väterlichen Ansehens gegen seinen Sohn, und allen Einfluß eines ergebenen, geachteten Waffengeführten gegen die beiden Cavaliere anwendete, um die Einigkeit herzustellen.

Solches war ihm auch, wenigstens zum Schein, gelungen; doch hatte das bittere Gespräch die üble Folge, daß Karl Hafner mit seiner Partei, und zu dieser gehörten alle jungen oder sonst hitzköpfigen Leute seiner Gegend, sich von der hochländischen Landesvertheidigung unter Markrhain, Pienzenau und Andern trennte, hingegen aber sich mit den Haufen vereinigte, welche aus dem Gerichte Tölz, von Valley, Au und aus andern Gegenden viel zu früh gegen München zogen, bevor die ganze Macht des Landsturmes aus Niederbayern sich mit ihnen vereinigen konnte.

Es ging hier, wie in so vielen Fällen: die Unglücksfaat später Worte trug eine traurige Erndte blutiger Folgen.

(Schluß folgt.)

Ein Märchen aus dem Sanscrit.*)

In Indien liegt eine durch Glanz und Reichthum berühmte Stadt, Namens Ratnapura. Dort wohnten einst zwei Schelme, Siva und Madhava, die, mit Hülfe ihrer Spießgesellen in jenem Orte Reiche und Arme zu Opfern ihrer Schlaueit und Habsucht gemacht hatten.

Eines Tages kamen diese beiden würdigen Personen zusammen, um neue Pläne für die Zukunft zu schmieden.

„Diese Stadt,“ sagten sie, „ist von uns so gänzlich unter Contribution gelegt worden, daß wir vernünftiger Weise auf keinen Erfolg mehr für die Zukunft rechnen können; wir wol-

*) Aus A. S. Montrebas empfehlenswerthen Feen-Märchen aller Völker. Nach dem Englischen v. E. Dubois, Lemgo & Detmold. Meyersche Hofbuchhandlung. 1850.

len deshalb nach Ujjayini gehen und uns dort niederlassen. Der Hospriester des Königs, Namens Sankar'aswarni gilt für sehr reich, und wenn wir uns deshalb auf irgend einem Wege in den Besitz seiner Schätze bringen könnten, würde es uns leicht werden, bei den schönen und liebenswürdigen Weibern dort Glück zu machen. Die Braminen sämmtlich, ohne Ausnahme, nennen ihn schmutzig und geizig, denn, obgleich er so reich ist, daß er seine Schätze nur nach Scheffeln mißt, so bestiehlt er dennoch jede Altargabe, und nur mit Gewalt sind die Abgaben von ihm zu erlangen. Es ist eben so wohl bekannt, daß er eine wunderschöne Tochter hat, die, haben wir uns nur erst in sein Vertrauen eingeschlichen, Einer von uns von seinen eigenen Händen als Weib erhalten muß.“

Demgemäß verließen diese beiden Schelme, Siva und Madhava, nachdem sie zuvor ihren Plan gehörig zur Reife gebracht hatten, und über die Rollen, die ein jeder von ihnen darin spielen sollte, überein gekommen waren, die Stadt Ratnapura und langten bald darauf in Ujjayini an.

Madhava, verkleidet als ein Rajput, blieb mit seinen Begleitern in einem kleinen Dorfe vor der Stadt; Siva aber, der in den Verstellungskünsten noch geübter war, ging allein und im Gewande eines streng Büßenden in die Stadt. Er baute sich ein Zelt auf einem erhabenen Plage am Ufer der Sipra, wo er von überall gesehen und beobachtet werden konnte, breitete hier ein Thierfell auf die Erde, stellte daneben einen Topf zum Einsammeln von Almosen und legte etwas geheiligtes Darbha-Gras und etwas Thon dabei.

Mit dem ersten Morgenstrahle rieb er seinen ganzen Körper mit dem Thone ein, und stieg dann in den Fluß, wo er eine lange Zeit mit dem Kopfe unter dem Wasser blieb. Nachdem er das Bad verlassen hatte, blickte er lange Zeit starr in die Sonne, kniete sodann vor dem Bilde eines Gottes, während er in seiner Hand das Darbha-Gras hielt, und Gebete murmelte, zerplückte hierauf die geheiligten Blumen, welche er dem Gott Siva weihte, und begann endlich, nachdem dieses Opfer vorüber war, seine Ge-

bete von Neuem und blieb lange in tiefe Andacht versunken.

Am folgenden Tage ging er, um Almosen einzusammeln, stumm und schweigend, wie ein Taubstummer, auf einen Stab gestützt, und mit keiner andern Kleidung versehen, als einem kleinen Gazellenfelle durch die Stadt. Nachdem er seine Einsammlung vor den Häusern der Brahminen beendigt hatte, theilte er die Gaben in drei Theile, von denen er den ersten den Krähen gab, den zweiten dem Ersten, der ihm begegnete, und den dritten zu seiner eigenen Nahrung verwendete. Sodann kehrte er, unter den inbrünstigsten Gebeten, die Kugeln seines Rosenkranzes überzählend, nach seinem Zelte zurück. Die Nächte widmete er anscheinend den tiefsten Forschungen und der Lösung wichtiger, religiöser und philosophischer Fragen.

Indem er nun diese Heucheleien täglich wiederholte, gab er den Einwohnern der Stadt einen so hohen Begriff von seiner Heiligkeit, daß er allgemein verehrt wurde; und wenn er durch die Straßen schritt, neigte sich das Volk von Ujjayini ehrfurchtsvoll und kniete vor ihm nieder, indem es ausrief: „Dieses ist wahrlich ein heiliger Mann!“

Inzwischen hatte sein Freund Madhava durch seine Spione Nachricht von Allem, was vorging, und erschien nun in der prächtigen Kleidung eines Rajput gleichfalls in der Stadt. Er nahm seine Wohnung in einem nahen Tempel und ging sodann nach den Ufern der Sipra, um sich im Fluße zu baden. Nachdem er das Bad verlassen hatte, bemerkte er Siva, der in inbrünstigen Gebeten vor dem Bilde eines Gottes kniete, und warf sich sogleich mit seinem ganzen Gefolge in tiefer Ehrfurcht vor dem heiligen Manne nieder. Darauf sagte er sich an das Volk rings um ihn wendend:

„Auf der ganzen Erde ist kein eifrigerer Büsser zu finden, als dieser Mann. Oft begegnete ich ihm auf meinen Reisen, wenn er nach den heiligen Flüssen und Wallfahrtsörtern pilgerte.“

Obgleich Siva seinen Freund sehr wohl bemerkt hatte, so verrieth er dies dennoch nicht durch die leiseste Bewegung seiner Gesichtszüge. Starr und mit unbeweglichen Mienen setzte er

seine Gebete fort. Madhava kehrte gleich darauf nach seiner Wohnung zurück.

In tiefer Nacht kamen sie beide an einem einsamen Plage wieder zusammen, und, nachdem sie eine gute Mahlzeit gehalten hatten, beriethen sie sich über die nächsten Maßregeln, die sie frühzeitig am nächsten Morgen treffen wollten. Demgemäß kehrte Siva nach seinem Zelte zurück, Madhava aber ertheilte einem seiner Begleiter am nächsten Morgen folgenden Auftrag:

„Nimm diese zwei Ehrengewänder und bringe sie zu Sankar'aswarni und sprich also zu ihm: „Ein Rajput, Namens Madhava, der von seinen nächsten Anverwandten auf verrätherische Weise überfallen und aus seinem Reiche getrieben worden ist, hat mit den großen Schätzen seines Vaters Zuflucht in diesem Königreiche genommen, und wünscht sich dem Könige vorstellen zu können, um ihm seine eigenen getreuen Dienste und die seiner tapfern Begleiter anzubieten. Er sendet mich deshalb zu Dir, Du Ocean von Ruhm und Ehre, um Deine Erlaubniß hierzu zu erbitten.““

Diesem Befehle gemäß begab sich Madhava's Diener, die Ehrengewänder auf seinen Händen tragend, nach dem Hause des Priesters, und wartete dort eine günstige Gelegenheit ab, bis er den Priester allein sehen und vor ihm erscheinen konnte, wo er sodann die Geschenke zu seinen Füßen legte und seinen Auftrag aussprach. Der Priester empfing sie mit vieler Würde und Herablassung, und da er große Lust nach den Schätzen empfand, deren der Bote erwähnte, so bewilligte er huldreichst die Bitte.

Madhava ging deshalb am folgenden Tage zu einer passenden Zeit und gefolgt von seinen Begleitern, die gleich Höflingen in kostbare Gewänder gekleidet waren und silberne Speere trugen, nach dem Hause des Priesters, um ihm seine Aufwartung zu machen. Ein Bote wurde voraus gesendet, um sein Kommen anzuzeigen und der Priester empfing sie darauf an der Thür seines Hauses in der achtungsvollsten Weise und gab ihnen das ehrenvollste Willkommen. Nachdem Madhava eine kurze Zeit bei ihm in der angenehmsten Unterhaltung zugebracht und einen sehr günstigen Eindruck auf ihn ge-

macht hatte, kehrte er nach seiner Wohnung zurück.

Am folgenden Tage sandte er wieder zwei Ehrengewänder zu dem Priester und erschien dann selbst vor ihm, indem er sagte:

„Wir wünschen dringend, so schnell als möglich in die Dienste des Königs einzutreten, denn die lange Weile drückt uns. Der einzige Lohn unserer Dienste möge die Ehre sein, ihm zu dienen, denn wir besitzen Reichthümer genug, um alle unsere Bedürfnisse zu befriedigen.“

Als der Priester dies hörte, bewilligte er seinen Wunsch sogleich, in der Hoffnung, große Summen von ihm zu erpressen und begab sich deshalb augenblicklich zum Könige, der auch, aus Achtung und Liebe für seinen geistlichen Rathgeber, die Einführung des Rajput bei Hofe ohne Weiteres gestattete.

Am folgenden Tage führte deshalb der Priester Madhava und seine Begleiter dem Könige in aller Form vor, der sie sehr gnädig und ehrenvoll empfing, und Ersterem sogleich eine hohe Stellung an seinem Hofe übertrug, da ihm sein äußeres Erscheinen, das allerdings dem eines hochgeborenen Rajput in jeder Beziehung ganz ähnlich, besonders wohl gefiel.

So war denn Madhava glücklich bei Hofe angestellt worden; jede Nacht aber kam er im Geheim mit Siva zusammen, um ihre weiteren Schritte zu berathen. Eines Tages sagte der geizige Priester zu Madhava, der durch seine reichen Geschenke seine besondere Gunst gewonnen hatte: „Komm' und wohne in meinem Hause,“ und da er seine Bitte täglich dringender wiederholte, so zog Madhava endlich mit seinen Begleitern in die geräumige Wohnung des Priesters ein.

Madhava hatte sich eine große Menge Schmucksachen und Geschmeide, das mit falschen Steinen äußerst künstlich besetzt war, zu verschaffen gewußt. Diese Dinge that er in einen Juwelkasten, den er, ihn halb öffnend, so daß der Inhalt sichtbar wurde, dem Priester mit der Bitte übergab, ihn in seiner Schatzkammer aufzubewahren. Durch dieses Kunstmittel gewann er das vollste Vertrauen des Letztern, und nachdem er dessen versichert war, wurde er scheinbar

krank und wußte sich, durch Enthaltung von aller Speise mehrere Tage lang in einen so ermatteten und abgemagerten Zustand zu versetzen, daß sein Aeußeres wirklich das Ansehen gewann, als schwebte er in großer Lebensgefahr. Einige Tage später, während deren die Krankheit reisende Fortschritte zu machen schien, wandte er sich mit schwacher Stimme in folgender Weise an den Priester, der an der Seite seines Bettes saß.

„Die Krankheit, welche meine Kräfte verzehrt, ist eine Strafe der Götter für die Sünden, die mein Fleisch begangen hat. Ich bitte Dich deshalb, o weiser und heiliger Mann, bringe mir irgend einen ausgezeichneten Braminen, dem ich meine Schätze vermachen kann, um meine Rettung hier und jenseits zu sichern, denn welcher Mensch selbst vom gemeinsten Verstande, würde, wenn er sich einer Auflösung naht, noch Werth auf Gold und Juwelen setzen!“

Der Priester entgegnete darauf: „Ich will thun, wie Du wünschest!“

Aus Dankbarkeit hierfür kniete Madhava nieder und küßte seine Füße. Was nun aber auch für einen Braminen der Priester zu dem Kranken bringen mochte, keiner gefiel ihm. Eine innere Stimme, äußerte er, sage ihm, daß ihr Leben nicht rein genug und ihre Gnade vor Brama nicht groß genug sei. Nachdem dies mehrere Male mit demselben Erfolge wiederholt worden war, äußerte einer der Schelme aus Madhava's Gefolge, der gegenwärtig war, mit halblauter Stimme: „man solle doch, da keiner von allen diesen Braminen der ihm zugedachten Wohlthaten würdig erscheine, den heiligen Priester Siva holen lassen, der wegen seiner Frömmigkeit so allgemein berühmt sei, und an den Ufern der Sipra wohne: vielleicht daß er Gnade finde vor ihrem Herrn.“

Als Madhava hierum gefragt wurde, seufzte er tief, und, als ob unfähig zu sprechen, neigte er nur den Kopf zum Zeichen des Beifalls. Der Priester erhob sich sogleich und ging zu Siva, den er in tiefes Nachsinnen versunken fand. Nachdem er mehrere Male um ihn herum geschritten war, ohne bemerkt worden zu sein,

setzte er sich auf die Erde ihm grade gegenüber nieder.

Als der Betrüger seine lang ausgedehnten Gebete beendigt hatte, erhob er seine Augen, worauf der Priester ihn ehrfurchtvoll grüßte und sagte:

„Heiliger Mann, ich habe, wenn Du es mir gestatten willst, ein Gesuch an Dich zu richten. In meinem Hause wohnt ein sehr reicher Rajput, Namens Madhava, der aus dem Süden gebürtig und vor kurzer Zeit hier angekommen ist. Er ist gegenwärtig dem Tode nahe, und verlangt nach einem heiligen Manne, dem er seine Reichthümer übergeben könne. Sollte es Dir genehm sein, so glaube ich, Du bist es, dem er seine Schätze bestimmt hat, die aus Schmucksachen und Juwelen von unschätzbarem Werthe bestehen.“

Siva, nachdem er aufmerksam zugehört hatte, antwortete gedankenvoll und langsam:

„Bramin, wie sollte ich, dessen irdisches Streben und Verlangen nur nach unsterblichem Lohne ist, dessen Sehnsucht nur nach dem Himmel gerichtet ist, wo ich Anerkennung und Belohnung für meine Gebete und Entbehrungen erwarte, dessen dürstige Nahrung in den Almosen besteht, die ihm mildherzige Menschen reichen, wie sollte ich irgend ein Verlangen nach irdischen Gütern hegen?“

Der Priester des Königs antwortete hierauf: „Sprich nicht also, edler und heiliger Mann! Wohl ist Dir bekannt, daß die Götter demjenigen Bramin-Priester besonders gnädig sind, der in eigener Person im Stande ist, gegen Götter und Menschen Gastfreundschaft zu üben, der in seinem Hause den gottergebenen Pilgrim empfangen und pflegen, der durch reiche Gaben die Tempel verschönern und den Glanz des Gottesdienstes erhöhen, und der endlich dadurch, daß er ein Weib nimmt, den Kreis seines Wirkens und seiner Menschenfreundlichkeit ausdehnen kann. Nur durch den Besitz von Reichthümern sind diese Dinge erreichbar, und es ist deshalb ehrenvoll für den Mann, nach Schätzen zu streben. Der beste Bramin ist der, der Vater einer Familie ist.“

Siva entgegnete hierauf: „Woher sollte ich

ein Weib nehmen? Meine Armuth verhindert jede Verbindung mit einer ausgezeichneten Familie.“

Als der Priester dieses hörte, glaubte er, Madhava's Schätze seien bereits sein und er benutzte deshalb diese Gelegenheit, indem er sagte:

„Ich habe eine unverheirathete Tochter, ihr Name ist Binyasvamini; sie ist wunderschön und ich will sie Dir zum Weibe geben. Die Schätze, die Du durch den Edelmuth Madhava's empfangen wirst, will ich für Dich aufbewahren. Zögere deshalb nicht, die Freuden und die Seligkeit des Ehestandes zu genießen.“

Siva hörte mit Aufmerksamkeit und mit innerer Freude die Worte des Priesters, in denen er seine tiefen Pläne und seine eifrigsten Wünsche reifen sah, und antwortete sodann in demüthigem, scheuem Tone:

„Bramin, wofern ich Dir dadurch gefällig sein und Deine Gunst erwerben kann, bin ich bereit, es zu thun, und was die Schätze anbelangt, so überlasse ich deren Aufbewahrung und Verwaltung ganz allein Dir, da ich selbst weder Fähigkeit noch Neigung dazu besitze.“

Erfreut über diese Antwort Siva's, nahm der Priester ihn sogleich mit sich in sein Haus, wies ihm eine Reihe Gemächer an, und benachrichtigte Madhava von seiner Ankunft und dem, was er selbst ausgerichtet hatte, wofür ihm dieser außerordentlich dankbar war. Darauf gab der Priester seine unglückliche Tochter, die er seinem Geize opferte, dem Siva zum Weibe, und am dritten Tage nach der Hochzeit führte er ihn zum Madhava, der sich nun so krank und matt stellte, als ob er eben im Begriffe sei, seinen Geist aufzugeben. Nach einer Weile sagte er, scheinbar alle seine Kräfte anbietend:

„In tiefer Ehrfurcht begrüße ich Dich, hochheiliger Mann, und bitte Dich, meine irdischen Schätze von mir anzunehmen, da ich selbst meiner Auslösung nahe bin und keinen Gebrauch mehr davon machen kann.“

Sodann ließ er die künstlich nachgemachten Juwelen aus des Priesters Schatzkammer holen und diese, mit allen den bei solchen Gelegenheiten üblichen Förmlichkeiten dem Siva überreichen. Dieser, indem er sie in Empfang nahm, über-

gab sie, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen, dem Priester, indem er sagte:

„Von solchen Dingen verstehe ich nichts, Du aber kennst ihren Werth.“

„Ich will sie aufbewahren, wie wir verabredet haben,“ antwortete der Priester, und brachte sodann den vermeintlichen Schatz nach seinem vorigen Sicherheitsplatze zurück. Siva aber, nachdem er in feierlichster Weise seinen Segen über Madhava ausgesprochen hatte, kehrte sodann nach den Zimmern seines Weibes zurück.

Am folgenden Tage schien Madhava schon viel besser zu sein, und schrieb diese plötzliche Veränderung dem Einflusse seines Geschenkes und der Heiligkeit des Mannes, der es empfangen hatte, zu. In den wärmsten Ausdrücken dankte er dem Priester für seine gütige Vermittlung und versicherte ihn seiner ewigen Dankbarkeit. Mit Siva verband er sich nun ganz öffentlich, indem er ihn überall lobte und pries und versicherte, daß durch die Kraft seiner Heiligkeit allein sein Leben erhalten worden sei.

Nach Ablauf einiger Tage sagte Siva zu dem Priester:

„Es ist nicht recht, daß ich länger in Deinem Hause lebe und Dir so große Kosten verursache. Du thust besser, mir irgend eine Summe Geldes zu geben, die Du etwa dem halben Werthe der nach Deiner Meinung so kostbaren Juwelen gleich achtest.“

Der Priester, der in der That diese Juwelen zu einem unschätzbaren Werthe, einer Summe groß genug, um ein Königreich dafür zu kaufen, anschlug, war mit diesem Vorschlage sehr gern einverstanden, und in der Absicht, ihm etwa den zwanzigsten Theil des Werthes zu geben, händigte er ihm alles baare Geld ein, was er besaß. Darauf ließ er Documente niederschreiben, in denen von beiden Seiten der Austausch des Eigenthums gesetzlich festgestellt wurde, damit Siva nicht etwa, wie er fürchtete, von dem Handel wieder zurückgehen möchte. Sodann trennten sie sich, und Siva, der mit Madhava die Schätze des Priesters theilte, lebte mit seinem Weibe in Herrlichkeit und Freuden.

Einige Jahre später hatte der Priester Geld

nöthig, um gewisse Einkäufe zu machen, und brachte deshalb einen Theil der Kostbarkeiten zu einem Goldschmidt, der einen Stand auf dem Markte hatte, um sie zum Verkaufe ausbieten zu lassen. Dieser Mann, der ein großer Kenner war, rief, nachdem er den Schmuck genau untersucht hatte, voll Erstaunen aus:

„Wahrlich, der Mann, der dies gemacht hat, muß ein großer Künstler sein; denn obgleich nicht der geringste wirkliche Werth darin ist, so ist die Nachahmung doch so schön und täuschend, wie sie nur immer aus einem solchen Material hat gemacht werden können. Diese Steine nämlich sind nichts als Glas, und diese Fassung nur vergoldetes Metall.“

Als der Priester dies gehört hatte, lief er verzweiflungsvoll und athemlos nach seiner Wohnung zurück, holte den ganzen Rest des Schmuckes und ließ ungläubig damit von einem Kaufmann zum andern, um seinen Schatz untersuchen zu lassen; allein überall erhielt er nach gescheneher Prüfung dieselbe Antwort: „Nichts als Glas und Kupfer!“

Der Priester, als wenn ihn der Blitz getroffen habe, fiel sinnlos zu Boden und mußte nach Hause getragen werden; sobald er sich jedoch am andern Morgen erholt hatte, lief er zu Siva und sagte:

„Freund, nimm Deine Juwelen zurück und gib mir mein Geld wieder!“

Dies verweigerte Siva natürlich, indem er anführte, daß der größere Theil bereits ausgegeben und der Rest so angelegt sei, daß er seinem Weibe und seinen Kindern Nutzen bringen solle.

In dieser Weise streitend gingen sie endlich beide zum Könige, bei dem sich gerade Madhava in Bedienung befand. Der Priester trug sodann dem Könige den Fall in folgender Art vor:

„Siehe, gnädigster König, dieses Geschmeide! es ist gänzlich aus werthlosem Metall und gefärbtem Glase und Krystall kunstreich gefertigt. Ohne dies zu wissen und es für echt haltend, habe ich dem Siva mein ganzes Vermögen in Austausch dafür gegeben und er hat es bereits ausgegeben.“

Siva antwortete hierauf folgender Maßen:

„Mächtiger König, mein ganzes Leben, von

meiner Kindheit an, habe ich in strenger Zurückgezogenheit und Andacht zugebracht. Aus diesem Zustande hat der Vater meines Weibes mich hervor gezogen, und mich gebeten, ja genöthigt, eine Ehrengabe anzunehmen, deren Werth mir völlig unbekannt war, den er aber mich versicherte genau zu kennen und dafür Bürge sein zu wollen. Als ich dieses Geschenk in Empfang nahm, händigte ich es sogleich, und ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen, ihm ein. Aus freien Stücken kaufte er es mir später ab, und zahlte mir dafür einen von ihm selbst bestimmten Preis. Zum Beweise dessen lege ich hier den von seiner Hand niedergeschriebenen Vertrag vor. Nun, mächtiger Beherrscher, richte zwischen uns: ich habe die Sache der treuesten Wahrheit gemäß vor Dir niedergelegt.“

Nachdem Siva seine Vertheidigung in dieser Weise beendigt hatte, wendete Madhava sich mit folgenden Worten an den Priester:

„Sprich nicht unehrerbietig von diesem heiligen Manne, der jetzt Dein Sohn ist. Was auch immer der Grund Deiner Beschwerde sein möge, er ist unschuldig; doch ich selbst bin meinem Herrn und Meister eine Erläuterung schuldig. In wiefern kann ich hierbei zu tadeln sein? — Weder von Dir noch von ihm habe ich je die geringste Wohlthat empfangen. Das Vermögen, welches mein Vater mir hinterlassen, hatte ich viele Jahre lang einem alten und getreuen Freunde unseres Hauses in Verwahrung gegeben. Als ich es dort erhob, übergab ich es, unter den Deiner Majestät bekannten Umständen, diesem Braminen. Wenn aber wirklich jenes Geschmeide nicht echte Steine, sondern nur werthloses Metall und Glas enthielt, wie dieser würdige Priester behauptet, wodurch wurde dann meine Wiederherstellung so wunderbar bewirkt? Daß ich es in ehrlicher und reiner Absicht gab, beweist am sichersten das Wunder, durch das ich gerettet worden bin!“

So sprach Madhava, ohne eine Miene zu verzeihen; der König aber und seine Minister lachten und versicherten ihm, daß sie eine vollkommen gute Meinung von ihm hegten. Sodann sprachen sie folgendes Urtheil:

„Weder Siva noch Madhava sind im Geringssten zu tadeln, sondern völlig unschuldig.“

Mit Kummer und Schande beladen, seines ganzen Vermögens beraubt und hart bestraft für die herzlose Weise, in der er seine Tochter geopfert hatte, ging der Priester nach Hause. Glücklicher Weise und ohne Verdienst ihres Vaters fand jene in Siva einen guten und liebevollen Gatten.

Die zwei Schelme änderten von jetzt ab ihre Lebensweise; sie wandelten fortan auf dem Pfade der Tugend und Rechtschaffenheit, dienten ihrem Könige treu und genossen dafür seine Gnade, und lebten viele Jahre lang geachtet, geehrt und glücklich in Ujjayini.

Der Schauspieler Molé.

Die Comédie française in Paris hat so manche Talente gehabt, deren Namen in der Kunstgeschichte bis auf unsre Tage Epoche machen und auch künftig nicht leicht verdunkelt werden dürften. Sie wurden von ihren Zeitgenossen bewundert und ehe man daran denkt, werden auch Generationen lebhafter an sie erinnert, die sonst kaum mehr ihren Namen wissen würden. Scribe's neues Werk: „Adrienne Lecouvreur“ legt jetzt dafür Zeugniß ab. Vielleicht kommt auch einmal Molé daran; es gibt den Lustspielschriftstellern mindestens *) sicher mehr oder weniger Stoff dazu, eine neue „Benefizvorstellung“ aus seinem Leben zu schöpfen. Uns soll dies jedoch nicht kümmern; wir wollen bloß schlicht erzählen, bis wie weit der Entusiasmus für ihn ging, als er einmal allerdings gefährlich und lange krank war. Geboren 1734 kam er 1764 zur Bühne in Paris, und es dauerte nur kurze Zeit, daß alles für ihn schwärmte. In allen großen Städten und öfters in ganzen Ländern übersfällt bisweilen viele Tausende ein Kunst-

*) Denn auch sonst hat er in seinem vieljährigen Bühnenleben manches kleine Abenteuer bestanden, wovon schon 1783 eins auf die Bühne kam: La matinée du Comédien de Persépolis. Wer es kennen lernen will, lese in der Galerie historique des acteurs etc. I. unter „Molé“ nach.

fieber, sowie zu andern Zeiten und unter andern Umständen ein politisches oder astrologisches und wie es sich sonst gestalten mag. Was ein Kunstfieber betrifft, so dürfen wir in Deutschland nur an die Catalani- und den Vist-Taumel erinnern, um nicht von der Manie zu sprechen, in welche die soliden Hamburger fielen, als 1775 die vom Tode plötzlich hingeraffte Charlotte Ackermann begraben wurde. Zehn Jahre früher, 1766, hatte sich Paris in ähnlicher Art so geberdet. Sein Liebling, François Molé, war, wie gesagt, gefährlich krank geworden und darüber gerieth die ganze Stadt in Unruhe, in tausend Aengste, die fünf Monate beinahe anhielten. So oft gespielt wurde, so oft mußte auch dem Publikum im Theater von dem Zustande des Kranken Nachricht gegeben werden. Am Hofe war von nichts die Rede als von Molé's Krankheit. Regelmäßig gab man in Molé's Hause alle Tage Bulletins darüber aus, und regelmäßig verstopften die vielen Equipagen den Zugang, um das neue Bulletin in Empfang zu nehmen. Es hätte gar nicht anders gehen können, denn Ludwig XV. hatte selbst das Zeichen dazu gegeben und zwar klingend; er sendete nicht bloß selbst hin, um Nachricht zu erhalten, sondern auch zweimal, um jedesmal fünfzig Louisd'or auszahlen zu lassen. Die Gefahr war vorüber, die Bülletins hörten auf; das Kunstfieber trat in eine andre Phase. Es kam darauf an, zu wissen, wenn der Günstling Melpomene's zum Erstenmale wieder würde auftreten können. Dies zog sich für die Ungeduld viel zu lange hin: „Die Kräfte sind zu sehr erschöpft!“ erklärte die Facultät dessen, wovon man nicht viel weiß, d. h. der Medicin. — „Es bedarf eines guten Weines, den Kranken zu stärken.“ Himmel! Was gab dies in den Kellern aller Reichen und Großen für einen Aufstand. Alles, was Rang und Stand, Reichthum und Kunstgefühl hatte, ließ nach den besten, ältesten Weinen herumsuchen. Zweihundert Boten gingen fast in einem Augenblicke ab; zweitausend Bouteillen aller Art kamen fast in einem Augenblicke bei Molé an.

Auch diese Krisis war überstanden. Es trat ein wohlthätiger Schweiß ein; der 10. Februar 1767 nahte; der große Tag, an welchem der

vom Tode gerettete Liebling zum Erstenmale wieder auftreten sollte. Wie voll war das Haus! Welche Mühe, welche Gefahr hatte es gekostet, Eingang zu finden! Wie viel Perrücken und Hüte waren verloren gegangen! Wie viel Kleider zerrissen, wie viel Hühneraugen todt getreten worden! Der Vorhang ging auf; die erste Scene begann, wo Molé erschien. Ein Beifallsturm drohte das Haus in seinen Grundfesten zu erschüttern, und mehr als zwanzig Mal erhob er sich auf's Neue, ehe der Gefeierte zu einem Worte kommen konnte. Er spielte seine Rolle gut; zerfloß sein Herz nicht in dankbaren Thränen, so fehlte es doch den Augen nicht daran hinter — dem Schnupstuche. Was er sagte, war nicht zu verstehen, denn der Schmerz raubte ihm die Sprache und jedes Wort verhallte im Beifallsdonner. Viel hüßte das Publikum sicher nicht ein, denn ein großer Redner war Molé so wenig, daß, als er einmal, 1778, Voltaire im Theater zu begrüßen hatte, seine paar Gedanken in einem Galimatias ersäuften und sein Wortschwall obenein von Sprachfehlern wimmelte, wie der Kunstrichter La Harpe berichtet. Genug, man verstand seine Worte nicht, aber dachte sich den Sinn und hatte das Kunstfieber in zu hohem Grade, um irgend einen Fehler zu bemerken. Und was konnte übrigens dem großen unsterblichen Künstler mit allem Beifalle gedient sein, dem nichts Reelles zu Grunde lag? Allerdings:

Geheiligt ist der Künstler;

Wie ein Gott erschafft er Welten sich aus rohem Stoff!

Besser aber ist es doch, wenn sie ihm gleich als Goldstücke in den Schooß fallen; und so kündigte die Prinzessin Lamballe und die Gräfin La Marche und wer weiß noch welche Prinzessin und Närrin eine Benefizvorstellung zu Molé's Gunsten auf dem Privattheater des Barons von Esclapont an; das Billet kostete einen Louisd'or; noch mehr zu geben stand jedem frei. Himmel! wie riß man sich um die Billets. Wer auf Rang und Geschmack Anspruch machte, wollte auch Eintritt finden. Prinzen und Prinzessinnen, die Marschälle und Kammerherrn, die Generale und Minister brachten ihre Louisd'ors.

Selbst die privilegierten Heuchler und Pharisäer erschienen; der Cardinal Prinz von Rohan, der Erzbischof von Lyon, der Bischof von Blois und der Bischof von Saint-Brieux. Molé war freilich im Banne der unfehlbaren heiligen Kirche; doch konnte ihm die fromme Mutter aller Gläubigen nicht die Pforten des Himmels öffnen, so wollte sie ihm doch eine irdische Freude gewähren. Kurz, Molé hatte eine Einnahme ohne gleichen und kaufte sogleich noch einen köstlichen Schmuck dafür, zum Geschenk für seine — Geliebte. Und damit hatte das Pariser Kunstfieber ein Ende. Jedoch ein gutes Stück muß fünf Acte haben, und geht es nicht anders, so gibt man dem vieractigen noch ein Nachspiel. So ging es auch hier. Der Krankheit, der Weinlieferung, dem Wiederauftreten und der Benefizvorstellung folgte doch auch noch diese und jene bittere Pille nach. Einzelne waren nämlich vernünftig genug, die Schwäche ihrer Zeit nicht zu theilen. Es kamen Calembourgs und Anekdoten und Lieder in Umlauf, die nichts weniger als angenehm in Molé's Ohr fielen. Nur der letzte Vers von einem solchen Liede:

O! seht die große Clairon an,
Die göttliche Zelmire!
Wer hat es ihr denn angethan?
Sie singt jetzt Tire, Lire;
Und bettelt für den Herrn Molet
Am Hofe wie bei Nicolet.

Jedes Wort war darin beißend; die Clairon hatte in dem zum Benefiz gegebenen Stücke „Zelmire“ die Hauptrolle gespielt; Molé aber hieß ursprünglich Molet und das t war von ihm weggelassen worden, um durch seinen Namen an den berühmten Kanzler Molé denken zu lassen. Er konnte ja von ihm abstammen. In solcher Art hatte endlich die ganze Begebenheit ihr glückliches Ende erreicht, und als Molé hochbetagt 1802 starb (68 Jahre alt), dachte Niemand mehr an jenes Kunstfieber des Pariser Publikums, sondern nur an seine vieljährige Thätigkeit auf der Bühne, indem man ihn bis kurz vor seinem Tode wegen seiner Talente und Herzensgüte gleich sehr geschätzt hatte.

Der Zürcher-See. *)

Du holder See, mit Reizen übergossen,
Von grünen Hügeln malerisch umkränzt,
Wie deine Fluth, in Himmelblau zerfloßen,
So durch und durch krystallen helle glänzt!

Um deinen Rand sich keine Berge stemmen,
Kein Felsenriff erhebt sich himmelan;
Nur Hügel, die der Sonne Glanz nicht hemmen,
Sie steigen sanft aus deinem Schooß hinan.

Drum bist du auch wie ein krystall'ner Spiegel,
Darin sich tren des Himmels Bildniß malt,
Auf dessen Blau das gold'ne Sonnenflegel
Mit seinem Glanz dich weithin überstrahlt.

Drum schüttet auch der Himmel seinen Segen
So reichlich über deine Ufer aus:
Wie lieblich grünt und blüht es allerwegen,
Wie stattlich winkt aus Bäumen Hof und Haus!

Mit heitern Dörflein und mit schmucken Villen
Sind die Gestade reizend überjät;
Da fließt das Leben sanft wie in Idyllen,
Da thaut der Friede Gottes früh und spät.

Die Gärten sind mit buntem Obst beladen,
Die Felder tragen Korn in reichem Maaß;
Gesammelt sind der Wiesen erste Mahden,
Doch üppig wieder sproßt das frische Gras.

In voller Blüthe steh'n die Traubenhügel,
Sie glühen in der heißen Sommerluft,
Und jenden auf der Weste sanftem Flügel
Zu mir herüber den Resedadust.

Von solchem Segen diese Ufer triefen,
Weil sie durchdringt der Sonne Licht und Blut,
Weil in des off'nen Sees krystall'nen Tiefen
Der Himmel, wie in einem Spiegel, ruht.

O diesem See mit reizenden Gestaden
Sei du, des Evangeliums Kirche, gleich!
Gott schmücke dich mit seinen höchsten Gnaden
Und mache dich an Heil und Segen reich.

Mit off'nem Herzen strebe zu empfangen
Das volle Licht, das ganze Gotteswort;
Es sei, von keinem Menschenwahn umfangen,
Als Wahrheitssonne dein allein'ger Hort.

Dann blühet dir in reichem Schmuck die Erde,
Den Himmel trägst du dann in deinem Schooß;
D ringe, daß dir hier und drüben werde
Ein schönes Erbtheil und ein lieblich Loos!

*) Aus A. Stöbers „Reisebilder aus der Schweiz in Gedichten.“ St. Gallen. Scheitlin u. Zollikofer.

F e u i l l e t o n .

Die Geständnisse J. Stauff's, des verurtheilten Mörders der Gräfin Görlitz, enthalten folgende Einzelheiten:

Indem er die Voreignisse des verhängnißvollen Tages als bekannt voraussetzte und darüber hinwegging, gelangte Stauff zu der fünften Nachmittagsstunde, um welche er der Gräfin seinen Abgang in's großherzogliche Palais melden wollte, deshalb hinaufging und hier die Thüre sowohl zu ihrem Vor- als Wohnzimmer offen fand und eintrat. Im Wohnzimmer war die Gräfin nicht; er warf einen Blick in das Cabinet, dessen Thüre offen stand; auch hier sah er Niemand, wohl aber die Thüre zu dem braunen Eckzimmer angelehnt, und vermuthete dort die Gräfin. Im Wohnzimmer war die obere Hälfte der den Secretair schließenden Klappe herabgelassen, folglich waren die sonst verschlossenen Schubladen, worin er die Werthsachen der Gräfin wußte, leicht aufzuziehen. Gelegenheit macht Diebe; ihn lockten die Kostbarkeiten und er konnte dem Gedanken, sich hier zu bereichern, nicht widerstehen. Er öffnete die Schublade und nahm nun, wie er angibt, ein goldenes Bracelet, ein anderes aus Goldfäden, zwei weitere von Bronze, ein Paar goldene Ohrringe, eine goldene Brosche und eine dreifache Schnur weißer Wachsperlen und steckte diese Sachen, deren einen Theil sein Vater später geschmolzen habe und die sich fast alle in Etuis befanden, in seine Taschen. In diesem Augenblick erschien die Gräfin auf der Schwelle des Cabinets und eilte auf ihn zu; was sie ihm zugerufen, wisse er nicht mehr, aber der Schreck vor den Folgen und die Besorgniß, durch einen Lärm der Gräfin nach Außen ergriffen zu werden, habe ihn nur mit dem Gedanken, wie sich retten, erfüllt und in diesem habe er die Gräfin mit Kraft am Halse gefaßt und ihr beide Daumen in die Gurgel gedrückt. Sie suchte sich loszumachen, verwundete ihn, jedoch nur unbedeutend, an dem Ringfinger, er mußte für einen Augenblick sogar mit einer Hand loslassen, aber bei diesem Widerstand strengte er sich an, nur um so fester zu halten. Der Kampf fand in der Nähe des Secretairs statt. Nach fünf bis sieben Minuten sah er die Augen der Unglücklichen fest geschlossen, ihr Antlitz dunkelroth und fühlte ihre Glieder erschlaffen, er sah, daß sie todt war; ihn überfiel Angst, er ließ den Körper fallen, wobei der Kopf an die scharfe Kante der linken Ecke des Secretairs schlug und eine kleine Blutwunde erhielt. Nun eilte er hin-

aus, verschloß beide Thüren und lief aus dem Hause. Nachträglich darum befragt, gab Stauff an, daß die Rouleaux schon herabgelassen waren, als er in das Zimmer trat; im Cabinet sei das Rouleau auch in der Regel herabgelassen gewesen. Einen Schuh (der Gräfin, welcher im Cabinet gefunden worden) habe er während und nach seiner That nicht bemerkt oder vielleicht nicht darauf geachtet. Die gestohlenen Gegenstände habe er, vor dem Fortgehen, in seinem Bette verborgen. Auf dem Wege nach dem Palais trat er in das Frei'sche Wirthshaus und stürzte dort drei Schoppen Wein hinab. Das Palais betrat er um 5¹/₂ Uhr in der Angst, er komme vielleicht zu spät; allein die Tafel dauerte diesmal länger und der Graf kam erst um 6¹/₂ Uhr, wo nach Hause gefahren wurde. Als der Graf sich hier umgekleidet und nach Oben ging, um seiner Frau vom Dessert zu bringen, war Stauff dadurch nicht besonders beunruhigt, weil er wußte, daß Niemand, auch der Graf selbst nicht, bei der Gräfin durch Klopfen sich Einlaß verschaffen durste. Wirklich kam der Graf auch bald herab, bemerkend, seine Frau müsse ausgegangen sein, gab seinen Zimmer Schlüssel an Stauff ab und verließ das Haus um 7³/₄ Uhr. Jetzt beeilte sich Stauff, seinen inzwischen ausgedachten Plan auszuführen, nämlich alle Spuren des Verbrechens durch Feuer zu vertilgen und sich selbst um's Leben zu bringen, wenn er dabei überrascht würde. Wegen des kühlen Tages hatte der Graf etwas Feuer im Ofen gehabt; von diesen noch glimmenden Kohlen holte er, nahm Zündspäne und Zündhölzer dazu und eilte hinauf, wo die Gräfin noch wie früher auf der rechten Seite lag. Nur der Weingenuß habe ihm den Muth gegeben, die Leiche anzusehen und anzugreifen. Er stellte nun zuerst einen Stuhl vor die noch geöffnete Klappe des Secretairs, ergriff dann die Gräfin, deren Glieder noch ganz gelenk waren, richtete sie auf den vor die Klappe gerückten Stuhl, legte ihre Arme auf die Klappe, so wie man thut, um den Kopf darein zu senken, legte diesen darauf, so daß sie mit dem Kopf vorwärts gebeugt saß und mit der Brust, Armen Hals und Kopf auf der Mitte der Secretairsklappe auflag, gleichsam als ob sie schliefe. Er schüttete vor den Kopf die Kohlen, Kienspäne und Papier und zündete sie an; dann legte er auf den Divan im Cabinet einen flammenden Kienspan, verließ die Zimmer, verschloß sie, nahm beide Schlüssel mit sich und warf sie in den Ab-

tritt. Den Grund zu letzterem Verfahren wisse er selbst nicht, da er später die Schlüssel leicht in den Zimmern der Gräfin hätte niederlegen und so einen günstigen Umstand für sich haben können. — Stauff begab sich nun auf sein Zimmer, zündete hier ein Feuer im Ofen an und legte in dieses die Etuis, in welchen sich die gestohlenen Schmucksachen befunden hatten. Das Feuer wollte aber nicht recht brennen und verbreitete großen Dampf. Er fand, daß die Klappe des Ofenrohrs geschlossen war, öffnete diese und nun flog der zurückgehaltene Rauch mit einmal hinaus, welchen wohl Hauptmann von Stockhausen gesehen haben mag. Mehrere in der Ofenkachel liegende Schwächelchen mit Zündhölzern habe er vergessen, und diese habe man dann verkohlt vorgefunden. Durch die in den Zimmern der Gräfin angezündeten Feuer wollte Stauff nur die Spuren seines Verbrechens vernichten, nicht bedenkend, wie weit sich diese Feuer ausdehnen könnten, und er widersprach allen etwa auf Auserweites bezüglichen Muthmaßungen und Annahmen. Als Frau Schiller im Hause erschien, will Stauff weder eine Mordabsicht gefaßt, noch viel weniger die Gräfin schon ermordet gehabt haben. Seine Unböflichkeit gegen die Schiller sei nur ein Widerschein des hastigen und kurzen Tones gewesen, in welchem sie nach ihrem Manne gefragt. Der Glockenzug im Zimmer der Gräfin, sagte Stauff, sei während des Kampfes nicht berührt worden und müsse wohl durch die Gluth im Zimmer verkohlt und dann durch seine eigene Schwere herabgerissen sein. Stauff nahm ferner alle gegen den Grafen ausgesprochene Verdächtigungen als unwahr und erdichtet zurück und bat diesen im Protokoll wegen der ihm angethanen harten Verunglimpfungen von Herzen um Verzeihung. Dem angeblich gegen den Grafen unternommenen Vergiftungsversuch aber widersprach er als erfunden und völlig ungegründet.

Ein Brief Kossuth's, geschrieben aus Kutabya in Kleinasien, dem Orte seiner Verbannung, an den General Cass, welcher als echter Amerikaner dem Schicksale Ungarns und seiner Helden die wärmsten Sympathieen zu Theil werden ließ, ist englisch abgefaßt und vom 25. Mai d. J. datirt; das Schreiben trägt in Ausdruck und Haltung eine religiöse Weihe. Der Märtyrer der ungarischen National-Freiheit beklagt sich in der Einleitung bitter über das Schicksal, als Verbannter fern von seinem niedergetretenen Vaterlande leben zu müssen. „D, hätte die Vorsehung,“ heißt es dann, „mich nur gewürdigt, mich vor Verrath zu bewahren, so

würden die dräuenden Wogen des Despotismus, das schwöre ich zu Gott dem Allmächtigen, wie Schaum an der Felsbrust meines tapferen Volkes zerschellt sein.“ Dem General spricht er seinen lebhaftesten Dank aus für die Sympathieen, welche dieser in einer feierlichen Rede im Capitol zu Washington der heiligen Sache Ungarns kundgab, und die Kossuth in Broussa, wo einst Hannibal in der Verbannung lebte, empfing. Cass' Rede nennt er ein enthülltes Blatt aus dem Buche des Schicksals, ein im Namen der Menschheit gesprochenes Urtheil über die Despoten und den Despotismus. Die Stelle schließt mit den Worten: „Und so wahr ein Gott der Gerechtigkeit lebt, wird in Erfüllung gehen Ihr Urtheilspruch. Werde ich aber meinen Antheil an dem großen Werke haben oder nicht? Ich weiß es nicht. Einst fast ein wirksames Instrument in der Vorsehung Hand, jetzt lebendigen Leibes begraben. Mit demüthigem Herzen werde ich den Ruf zur That empfangen, werd' ich dessen würdig erachtet, oder mich fügen der Verdammung zu den Dualen der Unthätigkeit, muß es sein. Aber geschehe das Eine oder das Andere, ich bin gewiß, daß Ihr Spruch in Erfüllung gehen wird.“ Mit glühender Begeisterung spricht Kossuth dann seine Hoffnungen für sein unglückliches Vaterland aus, das in seiner Erniedrigung noch vertrauend seinen Blick hinübersende nach Nord-Amerika, der Wiege der Völkerfreiheit und nach dem großen amerikanischen Volke, dessen Sympathien für Ungarn Ungarns Hoffnungen aufrechterhalten und kräftigen, in einem Augenblicke, wo Europa's abgelebte Politik das unverdiente Schicksal der Ungarn als entschieden für immer zu betrachten scheine. Kossuth empfiehlt schließlich dem General Cass seinen ältesten und besten Freund, Ujhazy, als seinen Vertreter in den Vereinigten Staaten, und die heilige Sache Ungarns, welcher der General auf eine so edelmüthige Weise seinen Schutz ange-deihen ließ, mit der Bitte, denselben ihr auch fürder eben so lebendig ange-deihen zu lassen.

London bedeckt jetzt einen Flächenraum von 52,000 Acres oder 20 preuß. Quadratmeilen; der Kern der Metropole, die City, ist nur 370 Acres, ein Einhundertvierzigstel des Gesammtumfanges, groß; von hier hat sich die Weltstadt ausgedehnt, hier herum ist angebaut das gewaltige Agglomerat von Häusern und Gärten, von Wohnungen und Speichern, von Kirchen und Theatern, Palästen und Comptoiren, welches sich ohne Unterbrechung entwickelt und vergrößert, bald weitläufig zusammengedrängt, bald frumm, bald gerade, verwirrt oder regel-

mäßig, bergauf, bergab, den Unregelmäßigkeiten des Bodens folgend, durchzogen von einem unentwirrbaren Labyrinth von Gassen und Gäßchen, von öffentlichen Plätzen und Durchgängen. Vor einem Jahrhundert noch hatte London einen ziemlich beschränkten Umfang, da mit einem Male verschlangen seine Vorstädte eine Stadt, 2 Marktflecken und 43 Dörfer. Seit dieser Zeit hat die Weltstadt keinen Tag in ihrer Ausdehnung angehalten, einem Alles in sich hineinziehenden Strudel vergleichbar, jährlich sich um 3000 neue Häuser vermehrend. Die Zahl der Häuser ist circa 300,000, welche von 2,300,000 Einwohnern bewohnt werden. Von der Größe des Geschäftsumsatzes in dieser Stadt wird man einen Begriff erhalten, wenn man hört, daß 20 Banquiers daselbst in einem Jahre die enorme Summe von 934 Mill. Pfd. (6670 Mill. Thlr.) aus ihren Kassen auszahlen. Die Zahl der ankommenden Schiffe beträgt jährlich circa 9500, darunter 3500 fremde, die Größe der Schiffe $2\frac{1}{2}$ Mill. Tons. Die Kloaken zur Abführung des Unraths sind 85 deutsche Meilen lang; die eisernen Gasröhren haben einen Werth von 21 Mill. Thlr.; Gas wird jährlich für $4\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. consumirt (1790 Mill. Kubikfuß), Fleisch 280 Mill. Pfund (140 Pfd. pro Kopf).

Ein Sonderling. Seit Jahren hatte in der Nähe von Tübingen, auf dem romantisch gelegenen Schlosse Rosack, ein sehr reicher Sonderling gelebt, der sich vor einigen Wochen von dem Giebel seines Hauses herabstürzte und so seinem Leben voll Trauer ein Ende machte. Der Mann hieß Bernus und stammte von Frankfurt. Das Gut hatte er wegen seiner einsamen, aber romantischen Lage an sich gekauft, denn er wollte und suchte keinen Umgang, da ein unverthigbarer Kummer auf seinem Leben lastete. Der Grund war der, daß eine heißgeliebte Braut am Hochzeitstage an seiner Seite vom Blitz erschlagen war. Von da an floh er die fröhliche Welt. In seinem Nachlasse fand sich ein Testament, durch welches er seinem Verwalter, der als armer Knabe von ihm aufgenommen worden war, sein Gut nebst dem ganzen Inventar und alles baar vorräthige Geld, das gegen 40,000 fl. betrug, vermachte. Ferner bestimmte er mehreren Anstalten Summen bis zu 20,000 fl. und jedem, der einmal Knecht bei ihm gewesen war, je 100 fl. Obgleich dieses Testament nur von seiner Hand niedergeschrieben und durchaus nicht in gesetzlicher Form bekräftigt war, so wird es dennoch von der nächsten Erbberechtigten, einer Schwester, nicht angefochten, die den Willen ihres unglücklichen Bruders geehrt wissen will.

Toleranz. Die Tochter einer allgemein geachteten Schloßbeamtenwitwe in Teplitz lernte vor einiger Zeit einen protestantischen Professor aus Halle kennen. Das Verhältniß wurde ein immer intimeres und glücklicheres und nach der Verlobung betrieb man eifrig die Anstalten zur Hochzeit. Da die Braut katholisch war, frug der Stadtpfarrer vor Schließung der Mischehe um Verhaltensmaßregeln beim Bischof Hille in Leitmeritz an. Indessen ging die Mutter der Braut, eine sehr fromme Dame, zu ihrem gewöhnlichen Beichtvater, dem Schloßcaplan, beichten. Dieser hatte vom Bischof, der die Verhältnisse genau gekannt zu haben scheint, den Befehl erhalten, sein Beichtkind nicht eher zu absolviren, als bis es das feste Versprechen gegeben haben würde, die Ehe seiner Tochter mit dem protestantischen Professor nie zugeben zu wollen. Auf die strengste Ermahnung und auf die Absolutionsverweigerung des Priesters wurde die Mutter, welche das Lebensglück ihrer Tochter gefährlich bedroht glaubte, krank vor Gemüthserschütterung und Schreck. Nach ihrer Wiedergenesung ging sie zum Stadtdechanten, um sich zur Beruhigung ihres Gewissens mit ihm zu besprechen und ihm zu beichten. Wie betrübt aber wurde die arme Frau, als dieser ihr ankündigte, daß er sie, im Falle sie nicht von dem Gedanken der Verheirathung ihrer Tochter mit einem Protestanten ablassen wollte, excommuniciren werde. Die geängstigte Frau, kaum von ihrer Krankheit genesen, wurde recidiv und die glückliche Bestimmung ihrer Tochter abermals hinausgeschoben. Und so steht diese Angelegenheit noch jetzt.

Felsberg. Daselbst ist in der Nacht auf den 3. September um halb 2 Uhr ein bedeutender Felssturz erfolgt. Um halb 2 Uhr verkündigte ein donnerähnliches Krachen den Sturz. Fast die ganze Bevölkerung des Dorfes befand sich außerhalb desselben theils in Neufelsberg, theils oberhalb des Dorfes in Hütten, theils unter freiem Himmel, die Catastrophe abwartend. Plötzlich sieht man in der ziemlich hellen Nacht aus einer dichten Staubwolke eine Menge Felsblöcke hervorschießen und in großen Sägen den Berg herunter hinter das Dorf fallen. Der Boden erbebt und ein dumpfes Krachen läßt glauben, das ganze Dorf liege in Trümmern. Aber nein, wie man hineilt, da erblickt man einen großen Wall von Felsblöcken hinter dem Dorfe aufgethürmt, etwa 20 von der Größe eines kleinen Hauses und unzählige kleinere. Der größere Theil der zersplitterten Kalkfelsesmasse war aber oben zunächst unter dem dro-

henden Felsen und weiter herab am Berg-Abhänge liegen geblieben. Möglich, daß diese Massen noch längere Zeit stehen bleiben. Indes kann die Sache sich auch bald zum Schlimmen wenden.

Zenny Lind war in Liverpool Gegenstand der allgemeinen Neugier, die oft genug in's Lächerlichste hinübergeht. So war am 18ten Abends ein Feuer in der Stadt, und sofort versammelte sich eine große Menge um das Hotel, worin die Lind wohnte, man schien zu glauben, das Feuer gehöre zu ihrem Programme. Sonntag war die Georgskirche, in der man sie erwartete, so übersüllt, daß mehrere Damen ohnmächtig weggebracht wurden, unterdeß war die Sängerin in die Nicolauskirche gegangen. Der „Atlantic“ hat einen besondern Dampfer für F. Lind bei sich. Der Aufenthalt in Newyork soll einen Monat dauern, dann die Reise durch die verschiedenen Staaten beginnen. Man sagt, daß in Newyork, da bereits 30,000 Meldungen für Billets eingegangen, die Billets verauktionirt werden sollen. Große Aufmerksamkeit wird auch einem kleinen Hunde erwiesen, der ein Geschenk der Königin Victoria sein soll. Das „distinguished animal“ soll die Ehre haben mit nach Amerika zu gehen. Hoffentlich verträgt er die See, „or the result of the sea voyage may be disastrous to his personal comfort“ — heißt es in einem Bericht des Globe.

Fremde in London. Unter den angekommenen Fremden befindet sich General Haynau, unter den abgegangenen Heinen, der sich mit seiner Frau nach Amerika übergesiedelt hat. Struve und Frau werden gegen Ende October von Knarvemire in Yorkshire wieder in London zurück erwartet. Die deutschen socialdemokratischen Flüchtlinge, von denen vorher einige nach Amerika, keiner aber nach dem Continent von Europa zurückgegangen ist, haben sich unter der Leitung der Herren Marx, Engels, Pfänder u. zu einer praktischen Arbeitsgesellschaft constituirt (worüber Mehreres schon im F. mitgetheilt wurde) und nähern sich dem Zeitpunkt, wo sie sich durch eigene Arbeit werden ernähren können. Leider kann man nicht dasselbe von denen sagen, die hier noch von der so-

nannten Struve'schen, jetzt völlig aufgelösten Partei zurückgeblieben sind. Ohne anerkannte Führer, ohne alle Fonds, schmachten Viele wiederum im größten Glende.

Rache. Vor einiger Zeit wurden in Danville (Nordamerika) Wartburton alias Bristol Bill und Meadows der Falschmünzerei schuldig befunden und erhielten den Urtheilsspruch, daß Jeder von ihnen 10 Jahre harte Strafarbeit im Zuchthause abzubüßen habe. Kaum hatte der Richter dieses Urtheil ausgesprochen, so sprang Bristol Bill plötzlich mit der Gewandtheit eines Tigers gegen den Staatsanwalt E. N. Davis und stach ihm die Klinge eines großen Taschenmessers dicht hinter dem rechten Ohr in den Nacken. Herr Davis fiel zu Boden und blutete heftig. Niemand bemerkte etwas von der Absicht des Verurtheilten, bis man das scharfe Klirren seiner Ketten hörte. Herr Davis ist lebensgefährlich verletzt. Bristol Bill schien außer sich vor Wuth und bedauerte nur mit Flüchen, daß ihm seine Absicht nicht vollständig gelungen sei.

Eine geheimnißvolle Geschichte circulirt in Paris. Orfila, der größte Giftkenner seiner Zeit, wird plötzlich von der Kriminaljustiz in einem Wagen abgeholt. Ein Instructionsrichter und mehrere Gerichtspersonen begleiten ihn nach dem Père la Chaise, man führt ihn in ein Erbbegräbniß und nimmt Besitz von einem Sarge mit einem Leichnam einer bereits vor drei Jahren beerdigten jungen Frau. Orfila wird aufgefordert, sein Siegel auf den Sarg zu drücken, um später die nöthigen chemischen Untersuchungen anzustellen. Darauf entfernt man sich, ohne daß Orfila den Namen des Opfers erfahren hat.

Gaunerei. In Preßburg ist dieser Tage ein sonderbarer Gaunerstreich vorgekommen. Gegen Mittag versügte sich nämlich ein junger Mann, der sich für einen Fourier ausgab, in das Militärverpflegungsmagazin, übergab mehrere falsche Dokumente, nach denen er für einen durchmarschirenden Honvedtransport 3400 Portionen Commisbrot abzufassen hatte. Er erhielt sie ohne Anstand und — ging mit dieser sonderbaren Beute durch.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.